

## „Cogito, quia absurdum“ – Eine Ausdauerübung

Seinem Twitter-Account hat der Philosoph Norbert Bolz das Motto gegeben: „Die Wahrheit in einem Satz“. Seit August 2012 versendet er mehrere Tweets pro Woche. Der erste Satz lautete „Trendforschung ist die Wettervorhersage der Kultur“, es folgte der Tweet „Die Wirtschaft verwandelt böse Absichten in gute Folgen, die Politik verwandelt gute Absichten in böse Folgen“. Solche Äußerungen passen ins das Bild eines liberalen, zeitgeistneugierigen Denkers, der dem, was er für den ‚common sense‘ hält, gerne einen Streich spielt. Manche seiner getwitterten Wahrheiten haben nur den Charakter von Binsenweisheiten („Computer sind intelligent, aber nicht klug“), andere glaubt man schon gut zu kennen („Marken sind die Mythen der Moderne“), wieder andere hingegen entstammen dem Repertoire der Kulturkritik („Qualitätsfernsehen ist ein Widerspruch in sich“) oder bedienen sogar ein Ressentiment („Unverständlichkeit ist ein akademisches Status-Symbol“). Aber manchmal glaubt man, beim Lesen ein Funkeln zu spüren, für einen Moment blitzt eine Ahnung von Erkenntnis auf, ein Gedanke verheißt, die Kraft zu haben, weitere nach sich zu ziehen: „Wer Stimmen in seinem Kopf hört, ist realistischer, als wer glaubt ‚Ich denke‘.“ Allerdings ist unwahrscheinlich, dass sich die Verheißung auch erfüllt. Vielmehr erschöpft sich die Atmosphäre der Inspiration fast immer im Nu; der Moment, in dem Erkenntnis möglich schien, verglüht schneller, als sich etwas greifen ließ.

Doch liegt das weniger daran, dass die spezifischen Tweets zu schwach wären. Für mich wiederholt sich hier nur eine Erfahrung, die ich immer wieder gemacht habe: Jedes Mal, wenn ich Aphorismen, Weisheiten oder andere Ein-Satz-Notate von Philosophen oder Schriftstellern lese, führt das mehr oder weniger oft aufflackernde Gefühl von Angeregt-Sein letztlich doch zu nichts. Erkenntnisblitze bleiben folgenlos, und wo gerade noch ein ganzes Feld in neuem Licht zu strahlen scheint, ist es sogleich wieder trüb wie sonst auch. Statt bereichert zu werden, spüre ich letztlich also viel eher die eigene intellektuelle Beschränktheit: die Unfähigkeit, aus einer brillanten Vorgabe etwas zu machen.

Allerdings gilt das schale Gefühl dann genauso den Sätzen, die zuerst noch so stark zu sein verhiessen. Aus Evidenzschüben werden bloße Präpotenzgesten, und was eben noch eine Aura von Unangreifbarkeit besaß, ist plötzlich von einem Mief von Willkür umgeben. Überdruß kommt auf. Oft hatte ich dann auch schon die Vermutung, dass sich das genaue Gegenteil der jeweiligen Aussage genauso gut und schlecht ausnehme. Oder dass man solche nach Weisheit klingenden Sätze mechanisch produzieren könnte. Und so folgenlos das Inspiriert-Werden blieb, so hartnäckig wird der Überdruß in mir, erfasst schließlich alles, was mit einem Anspruch auf Erkenntnis formuliert ist, also Thesen und Theorien jeder Art. Ist nicht jegliche These genauso willkürlich wie ein genialisch hingeworfener Gedanke oder ein auf 140 Zeichen limitierter Tweet? Und ist nicht zwangsläufig anmaßend, wer meint, mit Thesen etwas zu vollbringen, was Anerkennung verdient? Kann ein Aphorismus, ein Gedanke, eine Theorie jemals das Versprochene halten?

Den Affekt, in dem der Überdruß mündet, will ich als Theorieprotestantismus bezeichnen. Wie ein Protestant alter Schule Bildern gegenüber misstrauisch ist und sie für etwas hält, das Geist und Leben suggeriert, aber doch nur aus totem, stumpfen Material besteht, so identifiziert sich ein Theorieprotestant mit der Erfahrung, dass sich der von einer Sentenz oder Theorie in Aussicht gestellte Erkenntnisgewinn als Illusion entpuppt. Aber wie nur bei einem kleinen Teil der Protestanten jenes Misstrauen zu Bilderstürmerei geführt hat, so tritt auch die Mehrzahl der Theorieprotestanten nicht offen aggressiv gegen Thesen und ihre Macher auf. Viele bleiben einfach auf Distanz, äußern sich gelegentlich leicht despektierlich, gehen aber meist diskret mit ihrer Abneigung um.

Ein paar Theorieprotestanten sind jedoch selbst Theoretiker – so wie es unter Protestanten auch Maler und Künstler gibt. Doch wie soll das überhaupt möglich sein? Wie kann man sich selbst – wie kann ich mich – als jemand definieren, der Thesen formuliert, gar Theorien entwickelt und doch nicht daran glaubt, dass diese auch nur etwas weniger willkürlich und beliebig sind als irgendwelche andere – oder genau entgegengesetzte – Thesen und Theorien? Muss nicht eine gespaltene Persönlichkeit besitzen, wer einerseits Theorie macht und andererseits Theorie misstraut? Oder wie geht jemand damit um, wenn das eigene Tun immer unter dem Verdacht steht, absurd zu sein?

Während ein Theorieprotestant im Allgemeinen keinen Anspruch entwickelt, Thesen zu formulieren, eben weil es ihm sinnlos vorkäme, formuliert ein theorieprotestantischer Theoretiker im Gegenteil Thesen gerade deshalb, weil es ihm sinnlos vorkommt. Seine Haltung kann er, will er es anspielerreich formulieren, in drei Worte fassen: *Cogito quia absurdum*. Wohlgedenkt: ‚quia‘, nicht ‚quamvis‘ – ‚Ich denke, weil – nicht obwohl – es absurd ist‘. Damit ist zum Ausdruck gebracht, dass sich ein denkender Theorieprotestant keineswegs als in sich zerrissene Figur erleben muss. Er trotzt seine Lust am Denken nicht einem Misstrauen ab, das manchmal vielleicht auch stärker ist als jene. Statt also fortwährend zwei Seiten in einen Ausgleich bringen zu müssen, begibt er sich beherzt auf das Feld der Thesenbildung, erlebt den Überdruß sogar als labile Form von Freiheit, zumindest als Lizenz zu einer gewissen Unbekümmertheit. Wer Theorien wenig zutraut, kann nüchterner, unbefangener, auch frivoler agieren als jemand, der sie sehr ernst nimmt und gar für die Wahrheit hält.

Kaum jemand dürfte die Mentalität eines theorieprotestantischen Theoretikers besser verkörpert haben als Odo Marquard. Seine Version des ‚*cogito quia absurdum*‘ formulierte er 1974 in folgendem Satz: „Die Rettung der Theorie ist das Lachen, das Lachen über sich selber, das im offiziell Geltenden der Theorie das Nichtigste, und im offiziell Nichtigsten der Theorie das Geltende sichtbar werden läßt.“<sup>1</sup> Der Theoretiker und Philosoph nähert sich hier einem Komiker, der am liebsten Witze auf seine eigenen Kosten macht, damit aber nicht nur sich selbst entlastet, sondern insgesamt erleichternd wirkt. Komik sei, so nochmals Marquard, „das Medium, in welchem die Philosophie jene Fragen aushält, für die sie die Kompetenz hat: Fragen, mit denen nicht fertigzuwerden ist“.<sup>2</sup>

Als Marquard derart für Komik und Heiterkeit in der Praxis des Theoretisierens plädierte, wirkte das als große Provokation. So wurde Theorie in den 1970er Jahren von den meisten noch „tödlich ernst“ genommen, wie Ulrich Raulff in seinem Erinnerungsbuch *Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens* (2014) bemerkte. Man glaubte damals, aber natürlich auch schon während der gesamten großen Zeit der Philosophie, also spätestens seit den Tagen Kants, „tatsächlich noch an den Wert von Begriffen und ihre Bedeutung für das Leben“. Entsprechend erschien jemand wie Marquard als „trauriger Clown“, mit dem man „den lauen Wind des Beliebigen“ assoziierte.<sup>3</sup> In seinem ideengeschichtlich-soziologischen Rückblick auf dieselbe Zeit attestiert der Historiker Philipp Felsch Marquard, er habe seine überwiegend in Ideologiekämpfen erstarrten, festgefahrenen Kollegen dazu animiert, „bei einer Lockerungsübung mitzumachen“.<sup>4</sup>

Ja, Theorieprotestanten sind spezialisiert auf Lockerungsübungen. Eine Chance auf Wirksamkeit haben sie vielleicht überhaupt nur in Zeiten, in denen solche Übungen wichtig, gar existenziell werden. Wie der religiöse Protestantismus – der Begriff sagt es mehr als deutlich – als Protest gegenüber bestehenden Verhältnissen aufkam und sich gegen eine Glaubenspraxis richtete, die als von Eifer und Einschüchterung geprägter Götzendienst

---

<sup>1</sup> Odo Marquard: „Exile der Heiterkeit“, in: Wolfgang Preisendanz/ Rainer Warning (Hgg.): *Das Komische. Poetik und Hermeneutik Band 7*, München 1976, S. 133-151, hier S. 150.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ulrich Raulff: *Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens*, Stuttgart 2014, S. 27, 122, 123.

<sup>4</sup> Philipp Felsch: *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960 – 1990*, München 2015, S. 112.

empfunden wurde, so treten auch Theorieprotestanten gegen eine als unfrei-verkrampfte Situation an. Es befremdet sie, wenn jemand Theorien mit Erlösungsansprüchen folgt, ja ihnen überhaupt folgt, so als hinge das eigene Heil davon ab. Im Umgang mit Theorie – egal ob man sie selbst entwirft oder rezipiert – darauf zu beharren, dass sie wahr ist, ist Theorieprotestanten so fremd wie ihren religiösen Vorfahren der Drang, bei jedem Tun danach zu schielen, ob es Gott gefällig sei. Bekanntlich erklärte der Protestantismus es für unmöglich, so direkt mit Gott verbunden zu sein, dass man dessen Urteil am Jüngsten Tag beeinflussen könnte. Mit Gott lässt sich nicht handeln, ja man kann tun und denken, was auch immer man will, ohne dass daraus ableitbar wäre, ob man im Zustand der Gnade ist oder nicht. Dass Gott für alle, die ihn beeindruckten, ihm schmeicheln, ihm gehorchen wollten, unerreichbar war, schuf eine Gleichheit unter den Gläubigen.

Für einen Theorieprotestanten gibt es entsprechend eine Gleichheit unter den Theorien, denn sie stehen für ihn alle in keiner nachprüfbaren oder beeinflussbaren Beziehung zu einer Wahrheit. Was ein Theoretiker tut, ist unabhängig von einer höheren, allgemeingültigen Instanz, nach der man sich richten müsste. Die proklamierten Lockerungsübungen dienen also dazu, Thesen und Theorien von vermeintlichen Referenzen zu lösen und insgesamt ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass es so wenig angebracht ist, von einer wahren Theorie im Unterschied zu falschen Theorien zu sprechen, wie es unmöglich ist, einen Menschen als von Gott auserwählt und andere als von ihm verdammt zu deklarieren.

War es die größte Herausforderung für Protestanten, damit fertigzuwerden, dass es keine direkte Beziehung zwischen ihrem Verhalten und ihrem Status bei Gott gibt, sie also alleine, ganz auf sich gestellt sind, so muss auch ein Theorieprotestant immer wieder neu damit umzugehen lernen, dass eine Deutung oder These nie zuverlässig sinnstiftend sein kann, die Erfahrung von Ohnmacht und Sinnlosigkeit also nicht zu überwinden ist. Neben den Lockerungsübungen, die vor allem denen gelten, die noch auf einer Handelsbeziehung mit Gott oder auf das Gebundensein an eine Wahrheit bestehen, haben Protestanten somit Ausdauerübungen zu entwickeln. Sie müssen die Paradoxie auszuhalten lernen, die es bedeutet, an einen Gott zu glauben, der unerreichbar ist, oder sich Thesen auszudenken, ohne diese jemals als wahr ausgeben zu können. Sie müssen es vor allem immer wieder schaffen, ihre Praxis als Glaubende oder Theoretiker nicht nur irgendwie zu ertragen, obwohl sie eigentlich selbst keinen Sinn darin erkennen können, sondern die Erfahrung von Absurdität in ein Gefühl von Freiheit zu verwandeln. Aus dem Obwohl hat ein Weil zu werden.

Wie aber lässt sich das erreichen? Worin besteht eine Ausdauerübung? Geht es bei einer Lockerungsübung darum, die Variante, ja gar das Gegenteil einer These genauso plausibel erscheinen zu lassen wie diese selbst und so Zweifel daran zu schüren, dass es eine verbindliche Wahrheit gibt, so lebt eine Ausdauerübung davon, jenem Zweifel gerade dann, wenn er habituell geworden ist, die potenziell lähmende Kraft zu nehmen. Das aber gelingt, wenn durch eine These ein merkliches Gefühl des Passens, ein starkes Erlebnis von Evidenz geschaffen wird. Dies wiederum ist immer nur in bestimmten Situationen und Momenten, in spezifischen Kontexten möglich. Denken heißt daher, für jeden Gedanken ein Ambiente zu suchen, in dem er zur Geltung gelangen kann. Es heißt, auszuprobieren, welche Umgebung für eine These passen kann – und in welcher Umgebung welche Thesen wirksam werden. Dazu kann es plötzlich und unverhofft kommen, es kann aber auch dauern und ohne Auflösung der Unsicherheit enden. Vor allem jedoch gibt es keine Endgültigkeit: Was im einen Moment perfekt schien, kann im nächsten schon wieder bieder, schwach, monströs oder nichtssagend werden. Ausdauerübungen bestehen somit darin, mit möglichst unterschiedlichen Methoden immer wieder neue – größere oder kleinere – Plausibilitätsereignisse zu erzeugen. Das ‚cogito quia absurdum‘ kann dabei zu einem Mantra werden: eine Formel, die daran erinnert, dass es keinen Grund gäbe, überhaupt noch zu denken, wenn alles schon klar wäre.

Die Erfahrung, dass Thesen nicht absolut überzeugend sein können, es aber zugleich oft möglich ist, für sie einen Ort zu finden, an dem sie Kraft entfalten, erklärt auch das Unbehagen, das ich häufig gegenüber Aphorismen, Ein-Satz-Weisheiten oder getwitterten Sätzen im Stil von Norbert Bolz empfinde. Für sich stehend, sind das jeweils ortlose Sätze, die allein deshalb anfällig sind, weil kein Kontext sie genügend schützt. Und so viel Potenzial sie auch besitzen mögen, es liegt brach, solange diese Sätze im Singular auftreten und keinen Platz in einer bestimmten Situation – als Reaktion, Überraschung, Rätsel, Pointierung – haben.

Ausdauerübungen sind also fortwährende Versuche einer Platzanweisung. So sehr ihnen ein Zu-Wenig an Sinn zugrunde liegt, so stark drückt sich in ihnen ein Streben nach Evidenz aus. Dabei wird noch der hartnäckigste Skeptiker und protestantischste Theorieprotestant nicht umhin können, in jeder kleinen Evidenz zugleich ein Zeichen für die Möglichkeit einer größeren, gar einer ganz großen Evidenz zu sehen. Nicht anders als ein klassischer Protestant, der diesseitigen Erfolg – allen Zweifeln und Skrupeln zum Trotz – als Indiz dafür nahm, im Stand der Gnade zu sein, schöpft ein Theorieprotestant, der einzelne Thesen als besonders stark und evident erlebt, die uneingestandene Hoffnung, es könnte vielleicht doch so etwas wie eine umfassende und allgemeingültige Wahrheit geben.

Max Weber hat gezeigt, wie die protestantische Ethik letztlich Gewerbefleiß, Effizienzdenken und Profitstreben stimuliert hat, da viele Menschen die Ungewissheit über ihren Status bei Gott nur schwer ertragen konnten und daher unbedingt ein erfolgreiches Leben führen wollten, das sich als Vorzeichen ewiger Gnade deuten ließ. Sie beruhigten sich mit gesellschaftlichem Statusgewinn oder einer beruflichen Karriere; die kleine Gnade von Wohlstand und Ansehen deuteten sie als Hinweis darauf, dass ihnen auch große Gnade zuteilwerden würde. Genauso könnte man für Theorieprotestanten die Neigung vermuten, besonders eifrig nach noch so kleinen Momenten der Evidenz zu streben, um die Empfindung von Überdruß und Absurdität mit der vagen Vorstellung überblenden zu können, irgendwann die ganz große Erkenntnis zu haben und von aller Unverbindlichkeit und Beliebigkeit erlöst zu sein. Jedes Mehr an kleiner Evidenz wird dann zum Vorschein großer Evidenz.

Da Max Weber aber auch zeigen konnte, wie sich das Bemühen um Indizien im Protestantismus verselbständigte und sich schließlich Gewinnstreben und kapitalistischer Geist unabhängig vom Leiden an der Heilungsgewissheit entwickelten, stellt sich die Frage, ob auch das Evidenzstreben der Theorieprotestanten zu Formen und Strukturen führen kann, die unabhängig von allem Zweifeln eine Dynamik entfalten. Ist das Erleben von Evidenz so stark, dass es von sich aus immer weiter nach Bestätigung und Steigerung verlangt? Und sind es schließlich die vielen kleinen Evidenzerlebnisse, die zum Ziel werden, durch das die Frage nach der großen, umfassenden Evidenz in den Hintergrund tritt?

Tatsächlich scheint die von Max Weber innerhalb der protestantischen Mentalität beobachtete Zielverschiebung auch in der Sphäre des Theorieprotestantismus stattzufinden. Zwar sind seit Beginn der Entzauberung der Theoriegläubigkeit erst wenige Jahrzehnte vergangen – nach jemandem wie Odo Marquard waren es ab den 1980er Jahren vor allem postmoderne Denker, die theorieprotestantische Praktiken stark machten –, doch gibt es bereits jetzt einen Boom an Techniken der Evidenzproduktion, bei denen das schnelle und überraschende Erlebnis von Plausibilität wichtiger ist als das Erarbeiten umfassender, möglichst kohärenter Theorien. Viele kleine Evidenzen zu schaffen, verspricht mehr intellektuellen Gewinn und Aufmerksamkeit als das ernsthafte Bemühen um endgültige Antworten. Und je witziger, verblüffender, eleganter eine These formuliert ist oder ein Erkenntnismoment sich einstellt, desto mehr wird das goutiert, während spröde Begriffe und komplizierte Herleitungen kaum noch jemand als Preis für vermeintliche Wahrheit zu zahlen bereit ist. In den vierzig Jahren, seit Marquard das Lachen als Therapeutikum gegen zu viel Theorieernst empfohlen hat, ist also viel passiert; weder verwundert es, wenn Komiker wie Harald Schmidt bei Philosophiefestivals auftreten (wobei allein schon deren Existenz früher

unvorstellbar gewesen wäre), noch hat der *Suhrkamp*-Verlag, lange Zeit zentraler Ort für Großtheoretiker, ein Problem damit, die Witzesammlung von Slavoj Žižek zu veröffentlichen.<sup>5</sup>

Um Witz und Evidenz geht es vor allem aber auch bei vielen Weisen des Assoziierens, auf die man heutzutage in philosophischen, essayistischen und zeitdiagnostischen Publikationen trifft. Besonders beliebt sind etwa Verknüpfungen zwischen etwas aus Pop- oder Trivialkultur mit etwas aus dem Kanon klassischer Bildung. Oder man assoziiert Autoren unterschiedlicher Provenienz und Richtung miteinander, um sie auf einmal als miteinander verwandt zu präsentieren. Oder es reizt, eine längst vergessene Position wieder auszugraben und mit aktuellen Themen zu verbinden, um eigene Bildung und historische Ähnlichkeiten gleichermaßen zu demonstrieren.

In all diesen Fällen tritt der Theoretiker als Platzanweiser auf, der nach Evidenzen sucht und daher vieles ausprobiert. Vielleicht hat er ein sicheres Gespür dafür, was funktioniert, vielleicht wirken viele seiner Kombinationen aber auch etwas bemüht. Und während mancher sich noch mit Ausdauerübungen beschäftigt sieht, die gegen die eigenen Zweifel resistenter machen sollen, sind andere dazu übergegangen, Techniken der Evidenzproduktion zu optimieren, um sich in der intellektuellen Landschaft möglichst gut zu präsentieren. Für sie ist das ‚cogito quia absurdum‘ kein Mantra mehr, vielmehr besitzt ihre Arbeit für sie genügend Sinn allein infolge der Aufmerksamkeit, die sie dafür erhalten.

Wie beim zunehmend auf äußeren Erfolg fixierten Protestanten schlägt sich auch beim von seinen eigenen Zweifeln emanzipierten Theorieprotestanten das, was ihn zufrieden stimmt, vor allem in Zahlen nieder: Verkaufsränge, Vortragsgagen, Klickraten, Anzahl von Einladungen. Doch nicht nur insofern könnte man ihn als eingenommen von ökonomischem Denken bezeichnen. Indem seine Methoden des Assoziierens vornehmlich darin bestehen, Phänomene mit einem Flair von Überraschung, Witz, Provokation zu versehen, erscheinen diese zugleich interessant und frisch, relevant und sexy. Sie erleben durch den Theoretiker eine Aufwertung. Oft besteht seine Tätigkeit somit in Formen der Wertschöpfung. Da diese für weitere Anerkennung sorgt, wird sie bald vielleicht auch nicht nur nebenbei praktiziert, sondern zum bewusst gewählten Ziel. Thesenbildung folgt spätestens dann Interessen, die mit der anfänglichen Motivation des Theorieprotestantismus nicht mehr viel zu tun haben.

Zugleich wird die Analogie zwischen protestantischer und theorieprotestantischer Mentalitätsentwicklung erst recht offensichtlich. Die Diagnose ist möglich, dass wir erst am Anfang einer Phase der Geistesgeschichte stehen, in der Techniken der Evidenzerzeugung immer effizienter werden. Weiter begünstigt etwa auch durch die Mechanismen der Social Media, die überraschende Evidenzen in hoher Geschwindigkeit mitteilbar machen, werden Erkenntnisblitze und Pointen zahlreicher denn je werden. Ihre Halbwertszeit ist dabei weniger wichtig als die Intensität, mit der sie einen Moment oder eine bestimmte Situation zu prägen vermögen. Und je unerwarteter sie kommen, desto schöner werden sie empfunden.

Kann man die Karriere eines Berufs wie des Kurators, dessen Tätigkeit in den letzten Jahrzehnten zunehmend mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung erfahren hat, ebenfalls als Symptom dafür interpretieren, dass das Assoziieren und Kombinieren als Kulturtechnik an Bedeutung gewonnen hat, so geht es insgesamt viel mehr als früher darum, in Konstellationen zu denken. Man testet, wie sich etwas in Verbindung mit etwas anderem oder in einem bestimmten Kontext ausnimmt, immer in der Erwartung, es möge zu einer plötzlichen Evidenz, einer Bedeutungsfulguration, einer intellektuellen Reaktion kommen.

Man ist also vielleicht nie eifriger, lebendiger, vielfältiger, experimentierfreudiger mit Thesen umgegangen als im noch jungen Theorieprotestantismus. Indem es in ihm aber vor allem um Evidenzschöpfung geht, um starke Momente und gelingende Situationen, werden Thesen auch primär unter ästhetischen Kategorien wahrgenommen. Es zählt das Erlebnis des

---

<sup>5</sup> Vgl. Slavoj Žižek: *Treffen sich zwei Hegelianer...*, Berlin 2014.

Überraschenden oder Pointierten, es geht um Eleganz und Intensität, während Inhalte und Konsequenzen einer These oft sekundär sind. Philipp Felsch weist darauf hin, dass man Theorieliteratur mittlerweile vor allem „in Museumsshops und Kunstbuchhandlungen“ antrifft<sup>6</sup>, und es ist eine symbolisch starke Geste, dass Verlage wie *Matthes & Seitz* sowie *Merve*, die noch in den großen Tagen der Theoriegläubigkeit entstanden waren, vor einigen Jahren von Harald Falckenberg und damit von einem der größten Sammler zeitgenössischer Kunst gekauft wurden. Ob Meese oder *Merve* – das ist tatsächlich kein großer Unterschied mehr, beide finden Aufmerksamkeit, weil sie mit dem, was sie tun, provozieren und stimulieren. (Allerdings erscheinen Meeses Texte nicht bei *Merve*, sondern bei *Suhrkamp*, was davon zeugt, dass nicht nur Theorie an den angestammten Orten der Kunst, sondern umgekehrt auch Kunst an den angestammten Orten der Theorie eine Heimat gefunden hat.)

Für Theorieprotestanten wie mich sind Universitäten nur noch eine mögliche, aber sicher nicht mehr die primäre Arena. An Kunsthochschulen haben wir es besser, denn hier treffen wir auf andere, die mit Kuratieren und Inszenieren – mit Formen ästhetischen Handelns – beschäftigt sind. Doch vor allem sind es nicht-institutionalisierte Gelegenheiten, an denen Theorieprotestanten Interesse zeigen. Bei Vorträgen und Workshops, auf Blogs oder in Diskussionen können wir uns auf den jeweiligen Moment konzentrieren und freier experimentieren. Wir brauchen dann nicht konsequent zu sein und dürfen zuspitzen. Manche von uns gehen bereits ganz in den Techniken der Evidenzproduktion auf. Sie eilen geradezu zwanghaft, zu anderem kaum noch fähig, von Pointe zu Pointe, so dass man an Max Webers Bild vom „stahlharten Gehäuse“ denken kann, das er um den zum Kapitalisten gewordenen Protestantismus herum bemerkte.<sup>7</sup> Andere hingegen können die heimliche Hoffnung auf die große Evidenz doch noch nicht ganz aufgeben, so sehr in ihnen Gefühle des Überdresses und Zweifels dominieren. Für sie gilt weiter das ‚cogito quia absurdum‘ und für sie ist, egal an welchem Ort sie gerade sind, Denken vor allem anderen eine Ausdauerübung.

---

<sup>6</sup> Felsch, a.a.O., S. 172.

<sup>7</sup> Max Weber: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (1905), Gütersloh 1991, S. 188.